

Online-Supplement

Anerkennung und Missachtung in der Schule – zur Biographiearbeit von Lehramtsstudierenden

Entstehung der Materialien

Wolfgang Vogelsaenger

**Online-Supplement 1:
Gasteditorial der Studierenden Katharina Reichelt^{1,*}:
Biografiearbeit statt Leistungskontrolle.
Ein Blick zurück auf das Seminar
„Beziehungen professionell gestalten“ und dessen Stellenwert
im Gesamtkontext des Lehramtsstudiums**

¹ Georg-August-Universität Göttingen

* Kontakt: katharina@pr-komm.de

Zitationshinweis:

Vogelsaenger, W. (2022). Anerkennung und Missachtung in der Schule – zur Biographiearbeit von Lehramtsstudierenden. Entstehung der Materialien [Online-Supplement 1: Gasteditorial der Studierenden Katharina Reichelt: Biografiearbeit statt Leistungskontrolle. Ein Blick zurück auf das Seminar „Beziehungen professionell gestalten“ und dessen Stellenwert im Gesamtkontext des Lehramtsstudiums]. *DiMawe – Die Materialwerkstatt*, 4 (5), 34–42. <https://doi.org/10.11576/dimawe-5730>

Online verfügbar: 06.11.2022

ISSN: 2629–5598



Dieser Artikel ist freigegeben unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung, Weitergabe unter gleichen Bedingungen, Version 4.0 International (CC BY-SA 4.0).

URL: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/de/legalcode>

Praxis in der Lehramtsausbildung?

Die Entscheidung, aus allen angebotenen Optionen das Seminar „Beziehungen professionell gestalten“ zu wählen, ist mir sehr leicht gefallen. Dabei fiel die Entscheidung nicht aufgrund des Titels oder der Seminarbeschreibung, sondern schlichtweg aufgrund der Tatsache, dass es von jemandem durchgeführt werden sollte, der selbst jahrelang in der Schule gearbeitet hatte. Als Lehramtsstudent*in (zumindest in Niedersachsen, wo es für die Studierenden des Gymnasiallehramtes kein Praxissemester gibt) sehnt man sich geradezu nach echten, wahrhaftigen Eindrücken aus der Praxis, selbst, wenn es „nur“ Erfahrungsberichte sind.

Ich habe mein Studium als eine sehr repressive Zeit empfunden.¹ Selbst im Lehramtsstudium, welches uns unter anderem auf den neuesten Wissensstand von Lerntechniken bringen soll, steht sogenanntes „Bulimie“-Lernen auf der Tagesordnung. Klausurinhalte wurden auswendig gelernt und direkt im Anschluss vergessen. Ähnlich lief es mit Hausarbeiten. Heute könnte ich nicht einmal die Hälfte der Themen benennen, über die ich im Laufe meines Studiums wissenschaftliche Arbeiten verfasst habe. Von Nachhaltigkeit fehlt jede Spur. Meiner Einschätzung nach liegt dies vor allem daran, dass zu keinem Zeitpunkt das Gelernte reflektiert wird. Und damit meine ich eine ehrliche Reflexion!

An eine Ausarbeitung in der Universität eine Reflexion anzufügen, heißt in der Regel, nach Schema F unter Beweis zu stellen, dass man die Grundstrukturen von vermeintlicher Reflexionskompetenz verstanden hat und diese anwenden kann. Der tatsächliche Inhalt des Gesagten spielt dabei eine (wenn überhaupt) untergeordnete Rolle. Auch die Selbstreflexion wird anhand von strikten Kriterien abgearbeitet und dient demnach letztendlich dem Zweck der Kontrolle. Den Studierenden ist dieser Umstand selbstverständlich bewusst, weshalb sich auch an dieser Stelle kaum jemand für eine ehrliche inhaltliche Auseinandersetzung mit dem individuellen Lernprozess entscheidet, sondern meist lediglich geschrieben wird, was der*die Dozierende erwartet. In einem System, welches eher auf der Erfüllung von vorher festgelegten Normvorstellungen basiert als auf dem persönlichen Wachstum und der Weiterentwicklung der Studierenden, ist keine ehrliche Selbstreflexion möglich.

Umso überraschender war vor diesem Hintergrund der Verlauf des Seminars „Beziehungen professionell gestalten“. Die Aufgabenstellung, eine erlebte Situation aus unserer eigenen Schulzeit aufzuschreiben – egal ob negativ oder positiv –, war im ersten Moment ungewohnt. In meinem Kopf setzte sich sofort die mir antrainierte Analyse-Maschinerie in Gang: Welches Ziel hat diese Aufgabe? Welche Art von Erfahrungsbericht wird von mir erwartet? Nach welchen Kriterien wird die Auswahl meiner Geschichte bewertet? Persönliche Erfahrungsberichte und individuelle Erinnerungen eignen sich nicht als Analyseelement, da sie durch eben jene Subjektivität verzerrt werden; wie soll man also anhand einer Erzählung die tatsächliche Situation rekonstruieren? Ist diese Erkenntnis das gewünschte Arbeitsergebnis?

Erst in der Besprechung der Aufgabe wurde immer deutlicher, dass all diese Fragen gar keine Rolle spielten. Es wurde klar: Es geht hier nicht um Analyse, es geht auch nicht um eine Einordnung oder die Bewertung der beschriebenen Situationen, sondern um Anerkennung: Anerkennung der Gefühle, die durch die entsprechenden Situationen ausgelöst wurden und offensichtlich so lange nachhallen, dass sie auch Jahre später noch in Erinnerung geblieben und direkt abrufbar sind.

Es geht aber auch um die Kenntnisnahme von Individualität. Viele Geschichten, die ich bei der Präsentation der Geschichten von anderen Studierenden gehört habe, erschienen mir nicht sonderlich dramatisch. So wild sei die Situation nun auch wieder nicht

¹ Die hier beschriebenen Erfahrungen und Einschätzungen sind sehr persönlicher Natur. Erfahrungen anderer Studierender bezüglich des Studiums sowie des Seminars können selbstverständlich von meinen abweichen.

gewesen, dachte ich hin und wieder, vielleicht wäre mir der eine oder andere unangebrachte Kommentar sogar selbst herausgerutscht. Oder aber ich hätte gar nicht auf dem Schirm gehabt, dass sich Schüler*innen von bestimmten Aussagen verletzt fühlen könnten, da ich jede Aussage ausschließlich auf der Basis meiner Wertmaßstäbe bewerte. Aber das ist gerade der Punkt. Diesen Reflexionsprozess und die daraus entstandene Erkenntnis erachte ich als einen der wichtigsten Aspekte, den mir diese Aufgabenstellung ermöglichte: Für mich hätte eine derartige Situation keinen prägenden Effekt gehabt, ich hätte sie wenige Tage später vergessen – diese Person, die diese Geschichte erlebt hat, aber nicht. Das Ereignis war derart prägend, dass es ihr sofort ins Gedächtnis kommt, wenn sie Jahre später nach einem negativen Ereignis während ihrer Schulzeit gefragt wird. Situationen werden individuell bewertet, weil jede Person individuelle Wertvorstellungen und ein ureigenes Selbstverständnis hat. Die Wichtigkeit dieses Aspekts des kommunikativen Miteinanders kann gar nicht oft genug betont werden: Unterschiedliche Menschen können ein und dieselbe Situation völlig unterschiedlich einschätzen. Eine Sensibilisierung für diesen Fakt sowie bedachte, klare Kommunikation und eine stabile Beziehungsgrundlage müssen deshalb essenzielle Teile unserer Lehramtsausbildung sein.² Schenken wir diesem Aspekt nicht die nötige Aufmerksamkeit, dann reproduzieren wir diese Fehler. Wenn wir verhindern wollen, dass in zehn/fünfzehn Jahren ein neuer Kurs Lehramtsstudent*innen von ihren traumatischen Schulerfahrungen erzählt, muss eine Reflexionskultur ohne Leistungs- und Bewertungsdruck in unsere Ausbildung integriert werden.

Ein letzter Punkt, der mir in Bezug auf das Seminar im Kontext meiner Studienlaufbahn besonders wichtig ist, ist dessen Nachhaltigkeit. Ich bin fest davon überzeugt – und Auszüge der Rückmeldungen anderer Studierender zum Seminar bekräftigen diesen Eindruck –, dass dieses Seminar einen Alleinstellungscharakter in unserer Ausbildung hat. Meiner Einschätzung nach basiert dies neben der kooperativen Konzeption der Veranstaltung insbesondere darauf, dass unsere Emotionen in den Fokus der gemeinsamen Arbeit gestellt wurden.

Die intensive Auseinandersetzung mit dem persönlichen Selbstverständnis als Lehrkraft, der eigenen Biografie und den Gefühlen aller am Schulalltag beteiligten Personen sorgt für eine Form der Verbindlichkeit. Indem wir uns vor Augen führen, welchen Einfluss das Handeln einzelner Personen auf uns haben kann (insbesondere, wenn wir in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihnen stehen), führt unweigerlich zu einem Bewusstsein für die eigene Verantwortung, respekt- und rücksichtsvoll mit den Gefühlen anderer (insbesondere Schutzbefohlener) umzugehen – eine Verbindlichkeit, die bei einer rein wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Fachlektüre in der Regel nicht entsteht.

Man darf dieses Argument nicht falsch verstehen: Auch die wissenschaftliche Arbeit im Studium halte ich für essenziell.³ Dennoch ist die Lehramtsausbildung, zumindest wie ich sie erlebt habe, sehr stark geprägt vom „Soll“-Zustand. Wir lernen, welche Qualitätsmerkmale guter Unterricht erfüllen *soll*, wie Inklusion der Theorie nach umgesetzt werden *soll*, welche Kompetenzen eine Lehrkraft erfüllen *soll*, welche theoretischen Differenzierungsangebote den Kindern unterbreitet werden *sollen*. Für die Umsetzung all dieser wissenschaftlichen Erkenntnisse ist unser aktuelles Schulsystem aber überhaupt nicht ausgelegt, weshalb „Soll“- und „Ist“-Zustand in der Unterrichtsrealität häufig nicht weiter voneinander entfernt sein könnten. Fehlende Ausstattung, mangelhafte Fortbildungsangebote und Lehrkräftemangel sind keine Neuheiten und vor allem keine Seltenheit.

² Dazu gehört meiner Meinung nach auch die Fähigkeit, sich zu entschuldigen – auch Erwachsene bei Kindern. Auch Erwachsene machen Fehler. Auch Lehrkräfte vergeifen sich mal im Ton. Aber eine positive Fehlerkultur, die zu persönlichem Wachstum führen soll, muss entsprechend vorgelebt werden, und dazu gehört auch das Eingestehen und Offenlegen von eigenen Fehlern.

³ Wenn uns die Corona-Pandemie eines ganz deutlich gezeigt hat, dann, dass ein grundlegendes Verständnis für wissenschaftliche Arbeitsweisen eine Kernkompetenz ist, deren Abwesenheit fatale Folgen haben kann.

Keinen Satz habe ich in meiner Ausbildung häufiger gehört als: „Die Uni gibt euch die wissenschaftliche Grundlage, die Anwendung ist dann halt ‚learning by doing‘.“ In der Realität bedeutet dies aber genau genommen „learning by failing“. Ich lerne, indem ich Fehler mache und sie in Zukunft vermeide. Für mich ist das natürlich ein dankbares Konzept; aber welche Konsequenzen hat diese Praxis für die Kinder, die ich in dieser Zeit unterrichte? Was ist mit dem Kind, an dessen Beispiel ich lerne, wie ich mit seinem individuellen Förderbedarf umgehen muss? Was ist mit der heterogenen Klasse, bei der ich mich an Differenzierungsmöglichkeiten teils erfolglos ausprobiere? Was ist mit all den Kindern, an denen ich lerne, wie man es nicht macht? Sie alle leiden – manche eventuell mehr, manche weniger – unter meiner mangelnden Ausbildung, unter meinem sogenannten „learning by doing“. Und sie sind mir dabei völlig ausgeliefert.

Mir persönlich bereitet das Bauchschmerzen. Nicht, weil ich nicht bereit bin, Fehler zu machen. Das ist die Variable der Menschlichkeit, die sich niemals auslöschen lässt (was auch gut so ist). Aber viele Fehler, die ich machen werde und die meine Kolleg*innen machen werden, wären vermeidbar.

Die Verbesserung der Lehramtsausbildung ist ein komplexes Thema, welches hier selbstverständlich keine hinreichende Bearbeitung finden kann. Man hüte sich vor Menschen, die glauben, für komplexe Problemstellungen einfache Lösungen zu haben. Und an vielen Stellschrauben des Systems wird an vielen Stellen bereits gedreht, seien es Eignungstests vor dem Lehramtsstudium (wie bspw. in Passau) oder verpflichtende Praxissemester, die in immer mehr Bundesländern eingeführt werden. Innerhalb meiner Ausbildung jedenfalls bleibt das Seminar „Beziehungen professionell gestalten“ präsent wie kein anderes Modul. Jeder angehenden Lehrkraft wünsche ich eine ähnliche Erfahrung. Ich wünsche mir, dass noch viele Lehramtsstudierende mit den hier gesammelten Materialien arbeiten können, und freue mich über jeden Kollegen und jede Kollegin, dem und der mit Hilfe von Wolfgang's toller Arbeit ein kleines Stück Praxis, ein kleines Stück Nahbarkeit und ein kleines Stück Verbindlichkeit in einem Dschungel der Theorie nähergebracht werden kann.